



Temur Babluani, 1948 in Swanetien geboren, ist ein bekannter Filmregisseur, Drehbuchautor und Schauspieler. Er studierte am Staatlichen Theaterinstitut Tbilissi bei Tengis Abuladse und Irakli Kwirikadse. Berühmt wurde er mit dem Film »Die Sonne der Wachenden« (1992), der an der 43. Berlinale mit dem Silbernen Bären für »Besondere künstlerische Leistung« ausgezeichnet wurde. Seit Ende der 1990er Jahre lebt Babluani in Paris. »Sonne, Mond und Kornfeld« ist sein erster Roman und wurde 2019 mit dem SABA-Preis für das beste Debüt ausgezeichnet.

Rachel Gratzfeld arbeitete als Lektorin und Programmleiterin beim Scherz Verlag und bei Klett Schweiz. Sie vertrat als literarische Agentin georgische Verlage und Autor:innen, darunter Nino Haratischwili und Tamta Melaschwili. Seit 2017 lebt sie in Tbilissi, Georgien, und arbeitet als Übersetzerin und freie Lektorin. Sie übersetzte u. a. Werke von Aka Mortschiladse, Lasha Bugadze, Davit Gabunia, Abo Iaschaghaschwili, Tatia Nadareischwili, Dawit Kldiaschwili und ist Herausgeberin und Mitübersetzerin der Anthologie »Bittere Bonbons – Georgische Geschichten« sowie Mitübersetzerin von »Georgien. Eine literarische Reise«. Sie leitet im Rahmen der TOLEDO-Programme georgisch-deutsche ViceVersa-Übersetzerwerkstätten und war 2022 Mitglied der Jury für den georgischen SABA-Literaturpreis.

Temur Babluani
Sonne, Mond und Kornfeld

The book is published with the support of the Writers' House of Georgia.



**Writers' House
of Georgia**

Originaltitel: მზე, მთვარე და პურის ყანა
erschienen bei Bakur Sulakauri Publishing, Tbilissi 2018
© Bakur Sulakauri Publishing, 2022

Deutsche Erstausgabe
© Verlag Voland & Quist GmbH, Berlin und Dresden 2023

Korrekturat: Maria Stella Ehrl
Umschlaggestaltung: HawaiiF3
Satz: Fred Uhde
Druck und Bindung: BALTO print, Vilnius

ISBN 978-3-86391-348-9

voland-quist.de



TEMUR
BABLUANI


SONAR

SONNE
MOND
UND
KORN-
FELD

AUS DEM
GEORGISCHEN
VON RACHEL
GRATZFELD

Lia, diese Geschichte widme ich dir,
für ganz vieles bitte ich um Entschuldigung und danke dir für alles.
Ich liebe dich.

1

Anfang Sommer 1968 wollte meine einzige Hose endgültig nicht mehr bis zu den Knöcheln reichen und ließ meine bloßen Waden sehen. Zudem war der Hosenboden so abgewetzt, dass ich mich vorsichtig hinsetzen musste und beim Aufstehen immer prüfend darüberfuhr, ob er noch ganz war. Geld für ein neue Hose hatte ich nicht. Mein Vater hatte mir trotz meiner Bitte keins gegeben, die Hose würde es noch tun, ich solle eben pfleglich damit umgehen. Ich hatte also keine Wahl und auch keine Zeit zu verlieren. Ich musste mir selbst was einfallen lassen.

Spätnachts nahm ich die Straßenbahn über die Woronzow-Brücke und stieg an der katholischen Kirche aus. Von dort bis zum Siebten Krankenhaus ließ ich keinen einzigen Innenhof aus: Ich ging überall rein und wo immer Wäsche hing, musterte ich sie aufmerksam, aber eine Hose konnte ich nirgends entdecken.

Das wunderte mich. Was ist nur los? Wo sind die Männer alle hin? Oder brauchen die keine Hosen mehr?

So weit von zuhause weg auf die Suche war ich deshalb gegangen, weil es zu riskant gewesen wäre, in meinem Viertel eine Hose zu stehen. Denn was hätte ich machen sollen, wenn ihr Besitzer sie erkannt hätte? Ich hätte nur wieder ohne Hosen dagestanden.

Beim Krankenhaus ruhte ich mich ein wenig aus. In meiner Hemdtasche hatte ich noch zwei schöne Kippen; ich rauchte beide auf. Dann ging ich rechts den Hang hinauf und trat durch einen hohen Bogen gang in einen kleinen Innenhof. Dort stand ein fünfstöckiges altes Backsteingebäude. In keinem der Fenster brannte Licht, nur über dem Eingang flackerte eine schmutzige Lampe.

Auf einem Balkon des obersten Stocks machte ich in der Dunkelheit die Konturen einer Hose an einer Wäscheleine aus und freute mich. Hinaufzukommen wäre nicht einfach, aber ich überlegte nicht mehr lange,

zog die Schuhe aus, ließ sie unten an der Mauer und begann vorsichtig das Regenrohr hochzukletterten, versuchte keinen Lärm dabei zu machen.

Ich war beim zweiten Stockwerk angelangt, als mein zerschlissener Hosenboden platzte und in Fetzen ging. Unterwäsche trug ich nicht und die ohnehin kühle Nacht machte sich empfindlich bemerkbar. Zum Glück, dachte ich, ist mir so was nicht bei Tag passiert.

Endlich auf der Höhe des Balkons der obersten Etage angekommen, stockte mir der Atem: Aus der Nähe war klar erkennbar, dass an der Leine eine Jeans trocknete. Die waren damals in Tbilissi eine große Seltenheit; Jeansträger waren nur vereinzelt anzutreffen. Und erst seit kurzem waren Jeans im jüdischen Viertel für teures Geld zu haben.

Ich langte nach dem Fenstersims, suchte zwischen den Backsteinen nach einem festen Griff für meine Finger und einer Stelle, wo ich mich auf Zehenspitzen halten konnte, und erreichte so, mich an der Mauer entlanghangend, den Balkon. Ich schwang mich über das Geländer und kauerte mich einen Moment hin.

Es gibt Augenblicke, in denen Stille mit nichts zu vergleichen ist.

Vorsichtig löste ich die noch feuchte Jeans von der Leine, dachte aber gar nicht daran sie anzuziehen, sondern knotete sie mir um die Taille und machte mich auf den Rückweg. Ich kam sicher unten an, schlüpfte wieder in meine Schuhe, verließ den Hof durch den Bogengang und spurtete die Straße entlang. Straßenlampen mied ich und hielt mich an die dunklen Stellen.

Es dämmerte schon fast, als ich unser Viertel hochging und am Eingang des Parks ein wenig verschnauft. Die Nacht war nicht schlecht gelaufen. Ich fühlte mich bereits als reicher Mann. Wen ich jetzt unbedingt sehen musste, war Chaim. Ich hoffte inständig, dass er zuhause war.

Wir wohnten in benachbarten Häusern. Beide vierstöckig und mit dem gleichen dicken Blech gedeckt. Wir hatten einen großen Gemeinschaftsinnenhof, in dem wir als Kinder Fußball spielten und wo die Welt für mich ihren eigentlichen Anfang hatte.

Im Unterschied zu Chaims Haus hatte das unsere vom Innenhof bis zum Dachboden eine Wendeltreppe. Diese Treppe ging ich hoch, durchquerte den Dachboden, stieg aufs Dach und schaute über die Stadt. Am Horizont

gegen das Tbilisser Meer färbte sich der sonst noch dunkle Himmel rosig. Am Fuß des Arsenalbergs rollte ein langer Güterzug in Richtung Aserbaidschan. Das Räderrattern war bis zu uns herüber zu hören.

Ich wechselte auf Chaims Hausdach und blieb beim Taubenschlag stehen. Die Vögel begannen zu gurren und zu rucken. Der Taubenschlag mit den insgesamt dreißig Tauben gehörte Chaim und mir gemeinsam. Es war ein wirklich schöner Anblick, wenn sie alle auf einmal in den Himmel stiegen und über dem Viertel kreisten.

Innegehalten hatte ich deshalb, weil ich im obersten Stockwerk des gegenüberliegenden Hauses hinter einem sonst dunklen Fenster in sekundenlang schwach aufglimmendem Licht Tscharluka erkannte, der sich eine Zigarette anzündete. Er war nicht allein: Neben ihm hielt ein kahlköpfiger Mann einen Fotoapparat auf Chaims Fenster gerichtet. Scheißspitzel!, dachte ich. Sicherheitshalber duckte ich mich hinter den Taubenschlag und zog mich auf die Hofseite zurück.

Dieser Tscharluka war neu zugezogen und kaum zwei Monate in unserem Viertel; er gab sich als Eisenbahningenieur aus und setzte, noch bevor du ihm guten Tag sagen konntest, immer schon ein Lächeln auf. »Das ist mal ein anständiger Mann!«, hatte mein Vater gesagt, und zwar deswegen, weil er ihm fürs Stiefelflicken statt der fünf Rubel sieben bezahlt hatte.

Ich ging das Dach entlang und spähte in den Innenhof. Niemand zu sehen. Ein Fensterchen von Chaims Glasveranda stand offen. Ich hangelte mich an der Regenrinne zu dem Fenster, kroch hinein und ließ mich an der Fensterfront zu Boden, wo ich eine Weile still verharrte, bevor ich auf Zehenspitzen auf eine halboffene Tür zuing. Dahinter hörte ich Leute reden.

Ich lugte vorsichtig in die Wohnung. Am Tisch saßen Chaims Onkel zusammen mit einem älteren Mann und tranken Tee. Das war alles, sonst passierte nichts, und ich war ein wenig enttäuscht.

Warum hatten die beiden Scheißkerle mit dem Fotoapparat am Fenster gestanden?, fragte ich mich und blieb, für alle Fälle, weiter eine Weile lauschend stehen, aber ich hörte nichts Weltbewegendes. Sie redeten über die Preise von frisch eingetroffenem Gemüse.

Ich trat den Rückzug an, drehte mich um und schreckte zurück. Vor mir stand ein großgewachsener, bärtiger Mann und lächelte mich an. Wie ein so großer Mann sich so leise anschleichen konnte, war mir ein Rätsel.

Ich lächelte ihm ebenfalls zu und sagte augenzwinkernd: »Ich bin Chaims Kumpel.«

»Weiß ich. Du heißt Dschude und bist der Sohn von Gogia, dem Schuhmacher.«

Obwohl ich den Mann zum ersten Mal sah, wusste er nicht nur meinen Namen, sondern auch den meines Vaters und dessen Beruf dazu!

»Und wer sind Sie?«, fragte ich.

»Ein Verwandter von Chaim«, erwiderte er und deutete dann auf die Jeans. »Die lässt sich gut verkaufen.«

»Wollen Sie sie nehmen?«

»Nein, mit Verkauf hab ich nichts zu tun.«

Chaims jüngster Onkel kam an die Tür. Dieser mochte mich nicht; er hielt mich für einen Unglücksvogel und er machte ein grimmiges Gesicht, als er mich hinter dem Bärtigen erblickte.

»Wo kommt der denn her?«, fragte er.

»Er ist vor zwei Minuten durchs Fenster geklettert.«

Chaims Onkel wurde wütend. »In diesem Haus wohnt nicht nur Chaim allein.«

Ich zog den Kopf ein und steuerte auf Chaims Zimmertür zu.

»Verzieh dich!«, rief er mir nach.

Ich tat, als hätte ich nicht gehört. Ging die verglaste Veranda entlang und öffnete die massive Eichentür. Chaim schlief auf dem Rücken ausgestreckt in seinem Eisenbett; seine Füße schauten unter der dünnen Bettdecke hervor. Als ich ihn an den Sohlen kitzelte, erwachte er sofort und hob den Kopf.

»Ich bin's.« Ich machte Licht, knotete die Jeans um meine Taille auf und zeigte sie ihm.

»Prima«, sagte er anerkennend, um dann den Blick auf meine zerrissene Hose zu heften. »Brauchst du eine Hose?« Er hatte schon begriffen, warum ich da war.

»Ja«, sagte ich.

Er überlegte. »Also gut, nimm meine. Aber um drei Uhr musst du sie mir wiederbringen.«

Es war nämlich so, dass auch Chaim bloß eine einzige Hose besaß.

»Du hast sie eher wieder«, versprach ich.

Während ich die Hose wechselte, erzählte ich ihm, was ich vom Dach aus gesehen hatte. Er hörte mir aufmerksam zu, kniff dann die Augen zusammen und begann über Tšcharlika herzuziehen.

»Was glaubst du, warum die dich ausspähen?«

»Frag meine Onkel, die werden's dir sagen. Sie haben nichts zu verheimlichen.«

Mir kam der Verdacht, dass das Ganze für ihn überhaupt nichts Neues war.

»Danke für die Hose«, sagte ich. Was anderes gab es ja nicht zu sagen.

»Lass diesen alten Lumpen nicht hier liegen, weg damit!«

Ich hob die Überreste meiner Hose auf und ging.

»Dass du dich ja nicht verspätetest!«, rief er mir nach.

2

Im jüdischen Viertel klapperte ich alle Gebrauchtwarenhändler ab, die ich kannte. Mein Schätzprijs für die Jeans war hundert Rubel.

»Und wir? Was liegt bei dem Preis für uns noch drin?«, hörte ich überall. Zwei Stunden verlor ich auf diese Weise, bis ich schließlich zum ersten Verkäufer zurückkehrte. Er gab mir achtzig Rubel und ich machte mich zum Nawtlughi-Markt auf.

Der Markt in Nawtlughi war damals der billigste der ganzen Stadt. Zuerst kaufte ich mir eine Hose, zog sie an und atmete erleichtert auf – geschafft! Danach probierte ich ein blaues Hemd; es passte wie angegossen, außerdem gefiel mir die Farbe; ich knöpfte es zu und bezahlte. Dann wechselte ich zu den Schuhständen und schlüpfte in Schnürstiefel, von denen ich bisher nicht einmal zu träumen gewagt hätte.

Meine alten Schuhe waren fünfmal geflickt; ich hatte sie mit Vaters Werkzeug eigenhändig repariert. Zweimal hatte ich sie sogar größer gemacht, sodass sie kaum mehr etwas mit Schuhen gemein hatten; aber es war immer noch besser, als barfuß herumzulaufen. Jetzt warf ich sie zusammen mit meinem alten, zerrissenen Hemd in eine Mülltonne.

Für Manuschaka hatte ich ein »Carmen«-Eau de Cologne kaufen wollen. Während ich die Parfüms suchte, entdeckte ich jedoch ein weißes, mit blauem Fliedermuster besticktes Wolljäckchen, das mir gefiel; ich überlegte nicht lange, sondern bat die Verkäuferin es mir einzupacken.

Ich war schon auf dem Rückweg, in der Straßenbahn, als ich bemerkte, dass ich Chaims Hose hatte liegenlassen. Nichts zu machen, ich musste noch einmal zurück.

Der Verkäufer war keine zwei Jahre älter als ich. »Was für eine Hose? Hier ist keine Hose. Hier jedenfalls hast du sie nicht gelassen.«

Dabei erinnerte ich mich genau, wie ich sie auf der Theke abgelegt hatte. »Streng dein Hirn an, sonst fackle ich dir den Laden ab!«, sagte ich.

Sein Kollege zog Chaims Hose schließlich aus einer großen Kartonschachtel.

»Ist sie das?«

Ich nickte. Er wickelte sie in Papier und gab sie mir. Den Jungen rüffelte er: »Was soll das, wegen so 'nem Fetzen suchst du Streit?«

Es war ein Uhr, als ich einem kleinen Nachbarsjungen Chaims Hose unter die Achsel steckte und ihm befahl, sie Chaim zu bringen. Ich selbst machte mich auf den Weg zu Manuschaka.

In unserem Viertel gab es einen Friseur namens Garik, und Manuschaka war die Tochter dieses Garik.

Garik hatte auch einen Sohn, Suren. Er war sieben Jahre älter als Manuschaka und ich, saß immer im Friseursalon herum und las Zeitung. Manchmal schor er kleinen Jungen das Haar, an die Größeren ließ Garik ihn nicht heran. »Wenn du ein bisschen gescheiter bist, dann darfst du«, sagte Garik immer.

In Manuschaka war ich seit dem Kindergarten verliebt. Später lernten wir immer zusammen, aber am Ende der sechsten Klasse kassierte sie in allen Fächern außer Betragen eine Zwei und ging von der Schule ab. Ich schaffte es irgendwie bis zur letzten Klasse und hatte aktuell nur noch eine Prüfung offen, Aufsatz in Georgisch. Falls ich den schrieb, wie es von uns erwartet wurde, hätte ich das Reifezeugnis in der Tasche.

Ich traf Manuschaka schon unterwegs; sie wollte Brot kaufen gehen. Erst erkannte sie mich gar nicht und starrte mich an, dann wurde sie rot. So war es immer: Wenn sie mich sah, errötete sie.

»Bist du das?!«

»Zu dir wollte ich gerade«, sagte ich.

Sie machte einen Schritt rückwärts und musterte mich. »Wenn du dir das Gesicht wäschst, stehen dir die Klamotten noch besser.«

»Was hab ich denn im Gesicht?«

»Deine eine Wange und das Ohr sind ganz schwarz.«

Mir fiel ein, dass ich die Nacht zuvor das Regenrohr hochgeklettert war, und aus unerfindlichen Gründen war meine gute Laune plötzlich weg. Sie merkte es und sorgte sich sofort.

»Was hast du?«

»Alles in Ordnung«, erwiderte ich.

Es war wirklich alles in Ordnung. Nach den Einkäufen waren mir noch fünfunddreißig Rubel geblieben; so viel Geld hatte ich noch gar nie besessen und so gut angezogen war ich auch noch nie gewesen. Ich würde mir das Gesicht schon noch waschen, war ja schließlich keine große Sache. Ich verstand nicht, was mit mir los war, und wunderte mich über mich selbst. Wenn ich später an die Begegnung zurückdachte, kam ich immer zu ein und demselben Schluss: Ich musste eine Vorahnung gehabt haben.

Ich wickelte Manuschakas Geschenk aus und gab es ihr. »Hier, für dich«, sagte ich.

Sie freute sich und lachte mich an, zog das Jäckchen über und hüpfte um mich herum. »Du bist ein Schatz!«, rief sie.

Als wir am Friseursalon vorbeikamen, sah Garik durchs Fenster und bemerkte uns in unseren neuen Klamotten. Er war dabei, Rafik zu rasieren, und wagte nicht ihn warten zu lassen und zu uns herauszukommen; also hob er nur anerkennend die Brauen.

Mir fiel auf, dass Rafik Manuschaka im Spiegel anstarrte, und es gab mir einen Stich ins Herz. Manuschaka jedoch sagte wie nebenbei: »Dieser Rafik schaut mich in der letzten Zeit mit einem irgendwie anderen Blick an.«

»Und du?«, fragte ich.

»Wo denkst du hin? Wenn ich den seh, wird mir übel.«

Rafik war zwar kein Dieb im Gesetz, er hatte keinen Rang, aber im kriminellen Milieu verfügte er über ernst zu nehmende Autorität. Der Polizeikommissar unseres Viertels, Temur Tembriqaschwili, ließ ihn in Ruhe, als ob er ihn fürchtete. Es hieß, Rafik würde unten im jüdischen Viertel die illegalen Händler kontrollieren und damit abkassieren.

Mir kam Trokaderos Ausspruch in den Sinn: »Nichts ist so durchschlagend wie ein Neun-Gramm-Geschoss«, und ich dachte verärgert: Wenn er wirklich etwas im Schilde führt, passe ich ihn irgendwo im Dunkeln ab und jage ihm eine Kugel in die Stirn.

Manuschaka dagegen vertraute ich. Warum hätte ich ihr keinen Glauben schenken sollen? Ich konnte mich nicht entsinnen, dass sie

mich je angelogen hatte. Sie war zwar nicht ganz so ein Simpel wie ihr Bruder, aber doch sichtlich unbedarft. Sie war so herzensgut und naiv. Ganz normal konnte das nicht sein. Aber ich glaube, genau darum liebte ich sie.

Bevor wir uns vor der Bäckerei voneinander verabschiedeten, vereinbarten wir, abends, nachdem ich mich ausgeschlafen hatte, zusammen ins Kino zu gehen.

3

Zwischen der Bäckerei und dem Lebensmittelgeschäft befand sich eine Bude, die mit rostigen Blechplanen überdacht und vorn offen war. Unter dem Dach stand ein niedriger, in den Boden einzementierter Metalltisch. Hinter dem Tisch saß mein Vater und reparierte winters wie sommers unter halboffenem Himmel alte Schuhe. Er hatte mir sein Handwerk ebenfalls beigebracht und wenn er viel zu tun hatte, half ich ihm.

»Du brauchst dir keine Sorgen zu machen«, hatte er mir einmal gesagt, »ich hinterlass dir meine Werkstatt und mein Handwerk. Damit kommst du allemal über die Runden.«

Meine Mutter war, wie viele andere während des Kriegs, zusammen mit einer lahmen Tante aus Russland geflüchtet. Die Tante starb bald darauf und meine Mutter blieb allein zurück. Dann lernte sie meinen Vater kennen und ich wurde geboren. Sprechen gelernt habe ich also mit der russischen Sprache. Der einzigen Fotografie nach zu urteilen, die von ihr geblieben ist, war Mutter eine schöne Frau, jedenfalls mir kam sie schön vor. Ich war vier Jahre alt, als sie eines Tages aus dem Haus ging und nicht mehr wiederkam. Sie hat uns verlassen. Ich erinnere mich, dass ich ständig in Richtung Tür sah und auf sie wartete, aber als Vater die Türen mit einer anderen Farbe neu strich, schwand die Erwartungsfreude.

Vaters zweite Frau hieß Maqwala. Sie war frisch vom Land in unser Viertel gekommen und fing als Verkäuferin in der Bäckerei an. Zuerst trieb sie sich mit einem sympathischen Kurden herum, dann warf Tengoia ein Auge auf sie und verbot dem Kurden, sein Brot in der Bäckerei zu kaufen.

Tengoia war stark, ein Baum von einem Mann, und arbeitete als Verwalter in der Badeanstalt hinter dem Zirkus. Er war ein tüchtiger Raufbold; Schwächere betrachtete er als Untermenschen. Im

Viertel ging er sozusagen mit niemandem außer mit Rafik höflich um.

Sie schlossen die Tür hinter sich ab, er und Maqwala, und ab die Post vögelten sie hinter der Theke. Ich habe es durchs Fenster selbst gesehen, wie sie vor den ausliegenden Brötchen, Maqwala mit hochgereckten Beinen, rhythmisch hin- und herwippten. Die ganze Zeit standen Leute draußen vor dem Laden, die Brot kaufen wollten. Na, was sollten sie machen, also warteten sie eben.

Diese Maqwala hat mein Vater, vor dessen Augen das alles geschah, geheiratet. Mit meiner Mutter war er offiziell nicht verheiratet gewesen; deshalb war es ganz einfach: Sie gingen zum Standesamt und ließen sich trauen.

Unsere Einzimmerwohnung hatte eine kleine Glasveranda; auf der schlief ich nach Maqwalas Einzug. Die Zeit verging, sie bekam erst einen Jungen, dann noch einen. In der Wohnung war kein Platz mehr, sodass ich in eine Abstellkammer unter dem Dach zog.

Vater und ich brachten ein altes Eisenbett hoch, montierten es zusammen und stellten es unter dem Fenster auf. Nachdem ich den Zementboden gründlich gescheuert hatte, begann ich mein eigenes Leben; niemand störte mich und ich selbst kam ebenfalls niemandem in die Quere.

Unten an der Wand entlang verlief eine dünne Heizröhre; im Winter konnte mir die Kälte nichts anhaben. Im Sommer, wenn die Sonne herunterbrannte, heizte sich das Blechdach aber dermaßen auf, dass es nicht zum Aushalten war. Sonst, bei anderem Wetter, war es nicht schlecht dort oben, besonders nicht, wenn es regnete.

Jetzt öffnete ich die Tür zu meiner Kammer, zog die neuen Kleider aus und hängte sie sorgsam über den Stuhl. Bevor ich mich hinlegte, kam mir die Idee, dass es nicht schlecht wäre, einen kleinen Teppich zu kaufen und vors Bett zu legen.

Ich sollte mir das Gesicht waschen, fiel mir noch ein, aber auf dem Dachboden gab es keinen Wasseranschluss, ich hätte in den Hof hinuntergehen müssen. Doch die Müdigkeit war stärker. Macht nichts, dachte ich, ich kann mich auch nachher noch waschen.

Ich schlief bis drei Uhr nachts durch. Als ich erwachte, hörte ich drüben am Arsenalberg bereits den Güterzug rattern und regte mich auf: Ich hatte Manuschaka versetzt, ich hatte doch mit ihr ins Kino gehen wollen.

Im Hof drunten am Wasserhahn wusch ich mir lange das Gesicht. Wird schon alles weg sein jetzt!, dachte ich, drehte den Hahn zu und ging auf die Straße hinaus.

Ich hatte keine Zigaretten und hielt auf dem Asphalt nach Kippen Ausschau. Unversehens langte ich auf dem Platz an, wo mein Vater seine Bude hatte, und sah Tengoia vor der Werkbank stehen.

Tengoia führte gewöhnlich in der Morgendämmerung, ziellos durch die Straßen streifend, seinen Fiffi aus. Der Hund hieß Bestera. Tengoia liebte ihn, so sagte er selbst, wie einen Bruder. Zwar war er nicht mehr der Tengoia von früher, der mir die ganze Kindheit hindurch Angst gemacht hatte, aber ich verkrampfte mich doch. Er stand da und beobachtete mich. Ich blieb ebenfalls stehen und sah zu ihm hin. »Arschloch!«, beschimpfte ich ihn schließlich.

Nun erzähle ich kurz, was es damit auf sich hatte:

Je älter mein erster Halbbruder wurde, desto mehr begann er Tengoia zu gleichen. Schließlich wurde die Ähnlichkeit so unübersehbar, dass das ganze Viertel ihn »Tengoias Jungen« nannte.

Bis meinem Vater ein Licht aufging, dauerte es etwas länger. Er veränderte sich, wurde reizbar. Ich erinnere mich, wie er auf seinem Schemel hockend, in der Hand den Hammer, fassungslos auf die durcheinanderliegenden kaputten Schuhe vor ihm starrte. Ich wusste, die Zweifel plagten ihn. Er tat mir leid, aber was konnte ich schon ausrichten, was hätte ich ändern können?

Er begann zu trinken. Kaum war er mit der Arbeit fertig, leerte er nebenan im Lebensmittelgeschäft zusammen mit den übrigen Säufern eine Flasche Wodka und torkelte dann, Taschen mit sich schleppend, die Treppe zu unserer Wohnung hinauf. In den Taschen befanden sich sein Werkzeug und die Schuhe, die geflickt werden mussten. Die Beziehung zwischen ihm und Maqwala war schon vorher nicht gerade harmonisch zu nennen gewesen, aber nun wurde sie noch angespannter;